

Rede zum 30.11.2013

Ute Daub

Damals, vor 25 Jahren, kannte ich Monika Seifert schon lange. Über ihren Vater, Alexander Mitscherlich, vom Studium, vom SDS, vor allem aber von den Protestbewegungen und Initiativen, die sie mit angestoßen hatte: Den Kampf gegen die Notstandsgesetzgebung und gegen den § 218 über die antiautoritäre Kindererziehung - um nur ein paar zu nennen - bis dann zum Börneplatz, den wir mit vielen anderen besetzt hielten. So verstand es sich von selbst, dass ich gleich zusagte, als sie mich fragte, ob ich mitmachen würde beim Verlesen der Namen aus dem Frankfurter Deportationsbuch vor dem Bunker an der Friedberger Anlage am 50. Jahrestag des Novemberpogroms; dieses Buch war erst kurz zuvor auf Initiative von Benjamin Ortmeier als Reprint erschienen.

Als ich nach der Arbeit am Abend dort eintraf, war man beim Buchstaben B angelangt. Das war der erste Schock, hatten doch die anderen seit dem Morgen nichts anderes getan, als Namen zu verlesen. Breslau war der erste Name, den ich zu lesen hatte. Wieder erschrak ich, kannte ich doch einen Herrn Breslau aus den Erzählungen meines Vaters, der in Bockenheim sein Nachbar gewesen war. Er hatte ihm einen Gefallen getan und war dafür von anderen Nachbarn, die das beobachtet hatten, denunziert worden. Für ihn verlief das Verhör glimpflich – aber für Herrn Breslau? Mein Vater konnte es mir nicht sagen. Bei dieser monoton-rituellen Tätigkeit beherrschte mich der Gedanke, dass ich jetzt seinen Namen vorlesen würde. Aber, und das war der dritte Schrecken: Eine Identifizierung war gar nicht möglich, gab es doch viele Ermordete, die so geheißen hatten.

In jenen Jahren hallte einem die „Stille Post“ (Christina von Braun) in den Ohren, als eine Art Sediment des Redens, vor allem aber des Schweigens der Vorfahren. Was hatten die Eltern getan, konnte man ihren Berichten Glauben schenken oder tischten sie einem Lügen auf? Musste man sich für sie schämen, inwiefern konnte man ihnen trauen? Würde man je seinen Frieden mit ihnen machen können?

Dass Monika Seifert, die mehr als zehn Jahre die Initiative 9. November leitete, Psychotherapeutin und Familientherapeutin und überhaupt ein hilfsbereiter und fürsorglicher Mensch war, hat viele angesprochen, die an den Treffen in ihrer Küche teilnahmen.

Als sich die Initiative 9. November später institutionalisierte als ein gemeinnütziger Verein mit allem, was dazu gehört: Satzung, Vorstand, Wahlen, Mitgliedsbeiträge, Protokolle, Mitgliederversammlungen, Geschäftsführung, verlor sie für einige der Gründungsmitglieder an Attraktivität, die meinten, ihre Kreativität sei geknüpft an das Spontane, Informelle, die emotionale Geborgenheit, die nun durch Bürokratie behindert werde.

Mir erging es nicht so. Im ganzen Land institutionalisierten sich die in den 80er Jahren als Bürgerinitiativen gegründeten Projekte zur Geschichte des Nationalsozialismus.

Um herauszufinden, was meine blinden Flecken mit denen der Familiengeschichte verband, war mir die Initiative 9. November nicht intim genug. Um unseren Handlungsmotiven auf die Schliche zu kommen, gründete ich mit Kolleginnen, die ebenfalls die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus zu ihrem Beruf gemacht hatten, eine therapeutische Gruppe. Derartige Supervisionsgruppen hatten in den 90er Jahren Hochkonjunktur.

Neben der subjektiven veränderte sich auch die objektive Ebene grundlegend: die der historischen Fakten und der Quellen: Unzählige Institutionen, Publikationen, Dokumentarfilme, Internetportale, Datenbanken sind seitdem entstanden, die es mir erlauben, die Familiensaga zu überprüfen: Innerhalb von Sekunden finde ich die Breslaus heute im Internet.

Natürlich ist die „Stille Post“, gebildet aus Gesagtem und Beschwiegenem, auch heute noch nicht zu Ende sortiert. Ihre Virulenz ist jedoch in den vergangenen 25 Jahren geringer geworden. Die dadurch frei gesetzte Energie hat die Initiative 9. November gut nutzen können, wie Elisabeth und Wolfgang Leuschner, die als Vorsitzende auf Monika Seifert folgten, als nächste zeigen werden.